

Leseprobe

Johanna Wagner

Schlaflos in der Regenzeit



Taschenbuch

Preis € (D) 9,95 | € (A) 10,30 | SFR 14,90 + € 1,00 Versand

ISBN: 3-9810067-7-1

173 Seiten

39 Illustrationen

Schweigendes Grün und Kinderaugen

U nmittelbar neben einer der stark befahrenen Hauptverkehrsadern der Stadt versteckt sich hinter der historischen medizinischen Fakultät eine kleine grüne Oase: Der botanische Garten von Lima. Ein grüner Fleck inmitten der grauen Hauptstadt. Schweigsam wartet er vergebens auf Besucher und ist menschenleer der beste Beweis, dass die Limeños längst eins geworden sind mit dem Grau und der Geräuschkulisse ihrer Stadt. Das Bedürfnis nach Natur ist erloschen. Grau ist Lieblingsfarbe und die Farbe der Hoffnung ohne Hoffnung auf Besucher. Abgesehen von einigen, in ihre Bücher vertieften Medizinstudenten, sind die Limeños lieber dort, wo sich alle aufhalten.

Ich verweile in der Oase, tue nichts und das tue ich lange. Ich tanke auf, ehe das Dasein der zahlreichen Motoren mir wieder Energie entzieht, als wäre auch ich ein Fahrzeug auf den überfüllten Straßen. Stille ist kostbar – ich tanke voll.

Nach einem Blick in die Stadtkarte wandere ich von Grün zurück in auch mir längst vertraut gewordenes Grau. Die Hauptstraße verschluckt mich, taucht mich in ihren tristen Farbtopf und zwingt mir ihre Musik auf. Die Platte hängt – der Verkehr stockt.

Als grauen Punkt spuckt sie mich schließlich aus und spült mich in den Strom der von Menschen überfüllten Straße. Unweigerlich ströme ich mit, während die Erinnerung an die vergangene Stunde wie eine Illusion erscheint.

Schnell hat mich das gewohnte Lima wieder im Griff. In seinen Händen geborgen, in seinen Händen gefangen, ergreife ich wie ein Kind die Hand seiner Mutter und lasse mich durch Lima führen. Ich entdecke die Welt mit Kinderaugen. Die Welt mit Kinderaugen entdecken, bedeutet: Staunen, alles neu erfahren, Neugier.

In Wirklichkeit bin ich größer als die anderen, doch in meinem gedanklichen Kind-Sein gehe ich in der Masse unter. Kinderaugen entdecken die Welt auf Gürtelhöhe.

Was Kinderaugen erblicken. Was Kinderherzen empfinden.

Als eine große Masse schieben sich die Menschen den Bürgersteig entlang, beachten mich nicht, sehen mich nicht, drängen mich von links nach rechts, von rechts nach links, mittendurch und zwischendurch auch auf die Straße.

Ein Mix der Menschen kommt mir entgegen oder überholt mich: Junge Menschen, alte Menschen. Kleine Menschen, große Menschen. Dreckige Menschen, saubere Menschen. Stinkende Menschen, parfümierte Menschen. Eilende Menschen, schleichende Menschen. Schweigende Menschen, telefonierende Menschen. Barfußlaufende Menschen, auf Absatzschuhen balancierende Menschen. Menschen in Anzügen, Menschen in Lumpen. Verkaufende Menschen und kaufende Menschen.

Keiner sieht mich, bis ein Junge in meine Augen schaut. Er trägt schmutzige Kleidung, hat dreckige Hände und dunkel glänzende Augen, die gegen den Glanz seiner Schuhe dennoch verlieren – der Glanz der Schuhe ist echt, der seiner Augen bloß Fassade. Tief in ihnen versteckt, erkenne ich trotz seiner jungen Jahre ein altes, renovierungsbedürftiges Haus, dessen Mauern fragil und zerbrechlich wirken. Über der Schulter trägt er seinen kleinen Laden: Einen Holzschemel, gefüllt mit farbigen Cremes und einigen Bürsten. Über der anderen Schulter liegt ein schmutziges Tuch, das ich heimlich benutze, um seine Augen von unsichtbaren Tränen zu befreien.

Ein Blick von Kinderauge zu Kinderauge möchte zum Spielen auffordern. Doch für den kleinen Geschäftsmann ist das Leben längst kein Spiel mehr. Er ist Schuhputzer. Doch ist er nicht verkleidet. Er ist es von Beruf.

Ich sehe ihn auffordernd an, er blickt resigniert zurück. Ich möchte mich lächelnd auf seinen Schemel setzen und mir die Schuhe säubern lassen, während er den erfahrenen Schuhputzer spielt und sich anschließend mit Spielgeld auszahlen lässt. Doch Spielgeld nimmt er nicht und den erfahrenen Schuhputzer muss er nicht spielen – die Jahre haben ihn bereits dazu geformt.

Eine weiche kindliche Traurigkeit und ein harter Ausdruck, der die verlorene Kindheit längst akzeptiert, schauen mich in *einem* Ausdruck aus *zwei* Augen an.

Lima steht still.

Die Stadt schweigt.

Ich seufze, und habe den Eindruck als stöße die gesamte große Stadt in diesem Augenblick einen schweren Seufzer aus.

Dann geht er weiter, geht weiter seiner Arbeit nach, darf keine Zeit verlieren, muss Geld verdienen und mit dem erhaltenen Lohn zum Überleben seiner Familie beitragen.

Gedankenverloren schaue ich ihm hinterher, bis der kleine Geschäftsmann in der Menschenmasse verschwindet und Limas Hand auch mich in eine andere Richtung zieht. Aus Angst mich zu verlaufen, lasse ich die Hand nicht los, lasse mich weiterziehen durch ereignisreiche Welten, die alle in der einen Stadt wohnen.

Nur wenige Meter später taucht am Straßenrand ein erwachsener Schuhputzer auf, dessen Laden zahlreiche bunte Farbtöpfe dekorieren. Während der Schuhputzer die Staubschichten der Stadt von den Schuhen entfernt, liest der Kunde Zeitung und hat Limas Wirklichkeit verlassen. Er liest die heutigen Worte, die von gestrigen Ereignissen berichten und verpasst die heutigen Ereignisse, weil er im Gestern verweilt. Das Heute kann er erst morgen der Zeitung entnehmen. Er hinkt der Wirklichkeit hinterher. *Ist das der Grund, warum es die großen Menschen immer eilig haben?*

Ich erfahre die Welt lieber als farbige Gegenwart und nicht durch schwarze Worte als Vergangenheit. Worte, die von einem Unbekannten verfasst, die Welt nicht neutral schildern können. Und dann behaupten die Erwachsenen wieder, die Kinder seien naiv, weil sie die Geschichten der anderen einfach so glauben...

Der Schuhputzer putzt, der Kunde liest. Es findet weder ein Gespräch statt, noch wird ein Blick ausgetauscht. Der einzige Kontakt besteht im Überreichen des Geldes. Dann setzt der Kunde seinen Weg fort und der Dreck der Stadt legt sich wieder auf seine Schuhe nieder.

Mein Weg führt weiter durch den Irrgarten von Menschen. Unaufhörlich streifen Hände und Handtaschen mein Gesicht. Ich werde übersehen, weil ich klein bin, doch ich glaube, in dieser Stadt wird jeder übersehen. Anonym läuft man aufeinander zu, berührt sich ungewollt aufgrund der vorherrschenden Enge und geht ungesehen in verschiedene Richtungen auseinander. Das ist Lima. Unerträgliche Distanz in der größten Nähe.

Ist es nur Lima? Oder ist Lima überall?

Von den Straßen schreit der Chor der Hupen, aus den Geschäften dröhnt Musik. Vergebens versuchen die Klänge eine gemeinsame Melodie entstehen zu lassen, doch den Lärm nimmt niemand wahr.

Obwohl ich weiß, dass die Menschen anwesend sind, wirken sie abwesend. Sie haben ihre Gedanken auf *Stand-by* geschaltet und ihre Sinne irgendwo im Chaos von Lima verloren. Sie sind irgendwo anders, obwohl sich ihr Körper durch die Gegenwart schiebt.

Nur manchmal kehren sie aus weit entfernten Sphären zurück und unterbrechen für einen kurzen Augenblick ihr automatisiertes Funktionieren.

Ich lächle. Niemand lächelt zurück. Ich suche nach den Menschen in den Körpern, doch erkenne bloß Körper als seelenlose Hüllen. Die Hüllen sprechen mit ihren Handys, aber die Kommunikation von Gesicht zu Gesicht fehlt, weil Gesicht fehlt. Die großen Menschen sind beschäftigt. Sie sind immer in Bewegung, aber sie bewegen nichts. Sie sind immer unterwegs, aber sie kommen nie an. Sie haben sich verlaufen, weil sie ziellos geworden sind.

Sie lassen die Welt so lange an sich vorbeiziehen, bis ihr Leben eines Tages an ihnen vorübergezogen sein wird. Wenn sie dann in der letzten Sekunde erwachen, schlafen sie für immer ein.



Ich schaue in vier Gesichter auf Augenhöhe. An einer dreckigen Hauswand sitzt eine junge Frau mit drei Kindern und streckt mir ihre Hand entgegen.

Die Frau hält ihre Hand in die Luft und trägt ihr Herz auf der Hand. Sichtbar verlangt sie Materie, unsichtbar ersehnt sie Liebe. Doch wer nimmt etwas Unsichtbares wahr, wenn sogar das Sichtbare übersehen wird?

Sie ist die erste Person, die mich nicht mit leerem Blick anschaut – sie sieht mich, aber niemand sieht sie.

Ihr wacher Blick ist das Stillste und zugleich Lebendigste, was ich entdecken kann. Ich möchte ihre Hand ergreifen, doch bin ich plötzlich zu ergriffen. Traurige Augen, die von Hilflosigkeit zeugen und große Kinderaugen, die nach Freiheit schreien, schauen mich schweigend an. Wieder fordert mein Blick zum Spielen auf und wieder können die Kinder meine Aufforderung nicht erwidern. Ihre Körper kleben an der Hauswand fest, ihre Herzen sind in der Armut zementiert. Die Situation hält sie gefangen und lässt sie mit jedem Tag ein bisschen mehr mit dem Haus in ihrem Rücken verschmelzen, als sei das Bild einer Mutter mit ihren drei Kindern im Arm ein Gemälde der Hauswand. Die kleine Familie beengt den Bürgersteig wie ein trister Fleck, der wie die vielen anderen tristen Flecken der Stadt, ganz selbstverständlich zu ihr gehört. Er tarnt sich im grauen Stadtbild, als gäbe es ihn nicht.

(...)